

HEYNE <

Das Buch

Eigentlich hatte Dima geglaubt, er würde eine ganz normale Jugend in einer russischen Kleinstadt verleben. Jedenfalls bis zu dem Tag, als ihn ein Fotograf im Park um ein Bild für die Zeitung bittet. Dima stellt sich in Positur, der Fotoapparat klickt – und plötzlich findet sich der Junge in einer völlig anderen Welt wieder: einem magischen Archipel aus vierzig kleinen Inseln, umgeben von einem endlosen Meer.

Auf jeder dieser Inseln steht eine Burg mit Wachturm, von der sich Brücken zu den jeweiligen Nachbarinseln spannen. Und jede dieser Inseln beherbergt etwa ein Dutzend anderer Jugendlicher, die alle auf dieselbe Weise hierher geholt wurden wie Dima. Zwischen den Inselbewohnern findet ein »Spiel« statt: Sie treffen sich auf den Verbindungsbrücken und bekämpfen sich mit Schwertern – denn es heißt, derjenige, der alle Inseln erobert, darf zur Erde zurück.

Doch Dima will sich damit nicht abfinden. Er will wissen, wer diese fantastische Inselwelt geschaffen hat, und zu welchem Zweck. Das Abenteuer seines Lebens beginnt ...

Der Autor

Sergej Lukianenko, 1968 in Kasachstan geboren, studierte in Alma-Ata Medizin, war als Psychiater tätig und lebt nun als freier Schriftsteller in Moskau. Er ist der populärste russische Fantasy- und Science-Fiction-Autor der Gegenwart, seine Romane und Erzählungen wurden mehrfach preisgekrönt. Die Verfilmung von *Wächter der Nacht* war der erfolgreichste russische Film aller Zeiten.

Ein Verzeichnis aller im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Bücher von Sergej Lukianenko finden Sie am Ende des Bandes.

**SERGEJ
LUKIANENKO
DIE RITTER
DER VIERZIG
INSELN**

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe
РЫЦАРИ СОРОКА ОСТРОВОВ
Deutsche Übersetzung von Matthias Dondl



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 5/2011
Copyright © 1992/1997 by Sergej Lukianenko
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52663-1

www.heyne-magische-bestseller.de

Für Gulja

Kinder können Krieg gegen Erwachsene führen. Erwachsene führen auch Krieg gegen Kinder. Sie sind verroht. Aber auf keiner Welt bekriegen sich Kinder untereinander. Sie sind noch nicht vollkommen verrückt geworden!

Wladislaw Krapiwın

Erster Teil
Burgen und Brücken

MORGENDÄMMERUNG

Früher wollte ich immer die Morgendämmerung sehen. Nein – nicht den Sonnenaufgang, da beginnt ja schon der Morgen. Sondern ich wollte genau den Moment abpassen, in dem die Nacht sich zurückzieht, in dem der dunkle Himmel fliederfarben und durchsichtig wird, mit einem Hauch Rosa im Osten. Aber es ist gar nicht so einfach, diesen Augenblick der Dämmerung zu erhaschen. Das ist fast so schwierig, wie den Moment, in dem man einschläft, bewusst zu erleben.

Eben noch herrscht tiefste, stockfinstere Nacht, als hätte sie noch einmal neue Kraft geschöpft in den Stunden vor Tagesanbruch. Doch dann verändert sich plötzlich etwas, unmerklich. Es vergeht noch die eine oder andere Minute, und auf einmal bemerkst du, wie Licht in die Finsternis sickert: Schwarze, unheimliche Silhouetten verwandeln sich in gewöhnliche Bäume, der Himmel wird klar und zartviolett. Das ist die Morgendämmerung! Wahrscheinlich kommt sie, wenn man die Nacht einfach nicht mehr ertragen kann. Dann ist noch nicht Morgen, es ist einfach das Ende der Dunkelheit. Das ist die Morgendämmerung!



EIN FOTO FÜR DIE ZEITUNG

Es geschah in einem fremden Stadtviertel. Ich balancierte eine schmale Bordsteinkante entlang und hielt dabei die Arme gespreizt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Das war natürlich kindisch, aber ich hatte einfach schlechte Laune.

Der Sommer verlief trostlos. Dabei hatte er ganz gut angefangen: Die siebte Klasse hatte ich mit tadellosen Noten abgeschlossen und rückte gleich in die neunte Klasse vor. Das lag nicht daran, dass ich ein Wunderkind bin und den Stoff der achten Klasse in ein paar Wochen lernen kann. Es ergab sich durch eine alberne Reform, der zufolge die Schule in Zukunft im Alter von sechs Jahren beginnen sollte und die Gesamtschulzeit auf elf Jahre begrenzt wurde. Deshalb wurden wir alle von der siebten in die neunte Klasse versetzt, was uns natürlich nur recht war. Wenn man nach dem Alter gefragt wurde, konnte man nun sagen: »Ich gehe in die neunte Klasse.« Das klingt doch schon ganz anders, als wenn man sagt: »Ich bin vierzehn.« Ein feiner Unterschied, nicht wahr?

Doch dann ging alles schief. Als hätten meine Freunde sich untereinander abgesprochen, fuhren sie alle gleichzeitig in irgendwelche Sommerlager oder mit den Eltern in schicke Badeorte. Einer war sogar in einem internationalen Computercamp und hatte mir ein Foto geschickt, auf dem er Arm in Arm mit zwei Amerikanern posierte.

Die Amis sahen ziemlich zerknittert aus, wahrscheinlich rissen sich alle darum, mit ihnen fotografiert zu werden. Ich war ein bisschen neidisch. Noch schlimmer wurde die Lage durch die Tatsache, dass ich auch in unserem Viertel weit und breit als Einziger zu Hause geblieben war.

Ich sprang von der Bordsteinkante und stand an der Ecke einer kleinen Querstraße. Es gibt ja nichts Langweiligeres, als alleine durch Straßen zu laufen, die man von Kind auf kennt. Zumal unsere Stadt, wie die meisten Städte in der Umgebung, klein ist. Sie hat zwar einen Sonderstatus, weil es bei uns Fabriken gibt, in denen Satelliten und jede Menge Geheimtechnik gebaut werden. Aber das ist höchstens für ausländische Spione interessant.

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als in der Stadt herumzuhängen und, so gut es ging, die Autorität unseres Viertels zu wahren, was hauptsächlich bedeutete, Prügeleien mit Jungs anderer Cliques anzuzetteln.

Zwei Typen gingen an mir vorbei, vielleicht ein oder eineinhalb Jahre jünger als ich. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass einer von ihnen demonstrativ auf die Straße spuckte und mir verstohlen hinterhersah. Die beiden waren noch zu klein, um sich ernsthaft mit mir anzulegen, auch wenn ich der Fremde in ihrem Stadtviertel war. Immerhin fühlten sie sich mutig genug, in meiner Gegenwart verächtlich auszuspucken.

Ich blieb stehen und drehte mich zu den beiden um. »Wollt ihr eins auf die Schnauze?«, fragte ich mit gespielter Freundlichkeit.

Die beiden Jungen schwiegen betreten, denn sie wussten genau, dass ein falsches Wort ihnen eine handfeste

Schlägerei eingetragen hätte. Daran waren sie offenbar nicht interessiert. Vermutlich hatte sie mein aggressives Auftreten eingeschüchtert, oder sie schätzten mich einfach als zu stark ein.

Mir selbst war auch nicht nach einer Rauferei zumute. Ich grinste überlegen und ging weiter. Die Jungs zischten mir irgendetwas hinterher, um sich einen Rest an Ehre zu bewahren, aber so leise, dass ich darauf verzichtete, mich abermals umzudrehen und die Unterhaltung fortzusetzen.

Ich wollte zum Park. Dort würde ich vielleicht Bekannte treffen, die sich schon am Morgen zum See aufgemacht hatten. Schlimmstenfalls würde ich eben alleine baden müssen.

In unserer Stadt gibt es einen wunderschönen Park mit riesigen, teilweise über hundert Jahre alten Bäumen. Als man die Stadt baute, blieb der Wald an dieser Stelle unberührt, man entfernte nur Buschwerk und alte, abgestorbene Bäume.

An dem kleinen See inmitten des Parks hatte man einen makellosen Sandstrand aufgeschüttet. Ich stellte mir vor, wie ich mich in Windeseile ausziehen, meine Klamotten auf eine Bank werfen und ins Wasser laufen würde. Meine Laune besserte sich augenblicklich. Was gibt es Schöneres in den Ferien als Sonne, Hitze und ein kühlendes Bad? Na, höchstens ein richtig spannendes Abenteuer.

Da hörte ich auf einmal eine laute Stimme hinter mir. »Hey, du!«

Ich drehte mich um und sah einen groß gewachsenen Mann, den ich nicht kannte, auf mich zulaufen. Um seinen Hals hing eine lederne Fototasche, und sein Gesicht

glühte hochrot vor Anstrengung. Er mochte schätzungsweise dreißig Jahre alt sein, war ziemlich dick, trug ein dunkel kariertes Hemd und eine weite Schlabberhose.

Was dieser Kerl wohl von mir wollte?, überlegte ich und nahm gleichzeitig den Verkehrslärm von der Straße und das endlose Geplapper alter Frauen auf einer Parkbank wahr. Hier konnte ja wohl kaum etwas Außergewöhnliches passieren, am Eingang des Parks, um die Mittagszeit an einem heißen Sommertag, vor allen Leuten. Das dachte ich damals.

Der Mann mit der Fototasche blieb keuchend vor mir stehen, strich sich die Haare aus dem Gesicht, lächelte zufrieden und fragte: »Junge, willst du dich für die Zeitung fotografieren lassen?«

Um ehrlich zu sein, auf so eine Frage gibt es nur eine Antwort. Der Mann wartete mein Einverständnis auch gar nicht erst ab. Hektisch hantierte er an seiner Kamera und redete ununterbrochen auf mich ein. Er sei Reporter der Stadtzeitung, es ginge um einen großen Artikel über die Jugend in unserer Stadt, und natürlich bräuchte man dazu ein paar anständige Fotos von jungen Leuten. Irgendetwas an mir hatte dem Journalisten anscheinend gefallen, und nun wollte er unbedingt ein Foto von mir für seinen Artikel.

Ich hatte noch nie im Leben einen richtigen Zeitungsreporter gesehen, aber auf jeden Fall hätte ich mir so jemanden anders vorgestellt, sicher nicht so verschwitzt und zerzaust. Wenn mich dieser Typ gefragt hätte, ob ich ihn zu einem anderen Platz begleiten würde, um das Foto zu machen, hätte ich das garantiert abgelehnt – es gibt ja solche und solche Leute. Der Reporter jedoch fand den belebten Park mit den neugierigen alten Frauen und einem

ganz in der Nähe postierten Polizisten mehr als geeignet für sein Vorhaben.

Allem Anschein nach bin ich wirklich ausgesprochen fotogen, das behauptete auch meine Klassenkameradin Inga, ein sehr nettes und kluges Mädchen übrigens. Allerdings weiß man bei ihr nie so recht, ob sie etwas ernst meint oder nur im Scherz sagt. Manchmal streite ich mich deswegen sogar mit ihr.

Der Reporter nahm mich mit seiner Kamera ins Visier. Um seinen Mund spielte ein eigenartiges Grinsen. Ich dachte, so sehe ich aus, wenn ich mich schuldig fühle, mich aber nicht traue, etwas zuzugeben. Mit einem Mal bekam ich Angst. Doch der Finger des Reporters senkte sich bereits auf den Auslöser.

Die Kamera klackte. Sie klackte außergewöhnlich laut, das Auslösergeräusch normaler Kameras ist viel leiser.

Und dann wurde es dunkel.

2

DIE BURG DES SCHARLACHROTEN SCHILDES

Die Dunkelheit schloss mich von allen Seiten ein. Ich wollte schreien, aber ich konnte nicht, versuchte, mich zu bewegen – vergeblich. Um mich herum waren nur Dunkelheit und Kälte, sonst nichts. Mich überkam ein völlig taubes Gefühl, als wäre ich selbst nicht mehr da.

Dann explodierte die Dunkelheit. Es war wirklich eine richtige Explosion mit einem lauten Knall, ich wurde herumgewirbelt und stellte erleichtert fest, dass ich meinen Körper wieder spüren konnte. Im selben Augenblick jedoch gewahrte ich mit Schrecken, dass ich keinen Boden unter den Füßen hatte.

Ich schwebte in der Luft, etwa zehn Meter über dem Boden des P... Nein, nicht des Parks. Der Park war nicht mehr da! Unter mir befand sich eine etwa zwei Kilometer breite, rosafarbene Insel mit einem kleinen, runden See in der Mitte. An ihren sandigen Ufern standen einige fremdartig anmutende Bäume mit kleinen, dunkelgrünen Blättern. Nichts regte sich. Rund um die Insel erstreckte sich bis zum Horizont tiefblau und erhaben das Meer, gischtweiße Wellenkämme hingen wie erstarrt in der Luft.

Auf einmal geriet alles in Bewegung: Die Wellen machten einen Ruck und rauschten über den Sand. Plötzlich war es auch nicht mehr kalt. Stattdessen umströmte mich selbst für den Sommer ungewöhnlich warme Luft, und salzige, ja fast etwas zu salzige Wasserspritzer klatschten mir ins Gesicht.

Ich befand mich im freien Fall. Im heißen Luftstrom drehte es mich zur Seite und in dieser seitlichen Lage, mit gerade noch rechtzeitig ausgestreckten Armen, schlug ich auf dem Ufer der Insel Nr. 36 auf.

Die Schmerzen waren so heftig, dass mir die Tränen kamen, noch bevor ich wieder völlig bei Bewusstsein war.

Dann berührte etwas Kühles meine Stirn, und ich hörte eine leise Stimme sagen: »Wenn er stirbt, ist es deine Schuld, Chris. Ich hatte gestern noch gesagt, dass der Landeplatz zu klein ist.«

Es war eine zarte, etwas ärgerlich klingende Mädchenstimme. Im ersten Moment verstand ich nicht, von wem sie sprach, doch dann wurde mir schlagartig klar, wen das Mädchen gemeint hatte: *Ich* sollte sterben? Schwachsinn! All meine Kraft zusammennehmend, öffnete ich die Augen.

Unter mir war Sand, weicher, heißer Sand. Über mir spannte sich ein azurblauer, wolkenloser Himmel, in dessen Wölbung wie gemalt eine gelbe Sonnenscheibe hing. In dieses Bild ragten die über mich gebeugten Körper von Jungen und Mädchen, die ich nicht kannte. Eines der Mädchen hielt seine feuchte Hand an meine Stirn, schaute mir in die Augen und strahlte über das ganze Gesicht.

»Es geht dir schon besser, nicht wahr?«, hauchte sie.

»Jaja«, erwiderte ich reflexartig.

Das alles war zu viel für mich. Zuerst so ein langweiliger Tag, der sich zäh wie Kaugummi hinzieht, dann fällst du plötzlich vom Himmel und schlägst auf irgend-einer Insel auf ... Mich packte die blanke Angst: Wie um Himmels willen war ich hierhergekommen? Schließlich

hatte ich gerade eben noch am Eingang des Stadtparks vor einem schwitzenden Fotografen gestanden, der sein Objektiv auf mich richtete.

Ich hätte wirklich allen Grund gehabt, in Panik auszubrechen. Doch als ich die Jungen und Mädchen um mich herum misstrauisch musterte, bemerkte ich, dass sie mich alle unverhohlen angrinsten. Nicht unbedingt höhnisch, aber trotzdem ... Es war ein wissendes Grinsen! Sie wussten, was hier gespielt wird! Also würde ich es auch erfahren. Meine Angst war im Nu verflogen. Ich stand auf und sah mich um, ohne die anderen weiter zu beachten.

Die Insel war wirklich klein. Und dann noch der See in der Mitte! Das Ganze sah aus wie eine Art rosa Kringle. Ein höchstens achthundert Meter breiter Ring aus feinem Sand. An manchen Stellen ragten spitze Steine und knorrige Korallenbäumchen aus dem Sand. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn ich auf einem dieser Gebilde gelandet wäre. Der Gedanke daran jagte mir einen Schauer über den Rücken – einen Schauer der angenehmen Art, wie er sich einstellt, wenn man knapp am Unglück vorbeigeschrammt ist.

An einem Ende der Insel erhob sich ein flacher Sandhügel, der mit ein paar kargen Büschen und welkem Gras bewachsen war. Ich drehte mich um, um den Rest zu inspizieren, und traute meinen Augen nicht: Etwa vierzig Meter von mir entfernt erhob sich eine Burg aus dem Sand. Eine kleine, hübsche Burg, die sich dicht ans Ufer schmiegte und über das Wasser ragte. Sie hatte alles, was zu einer richtigen Burg gehört: hohe Mauern aus rosa Marmor, einen zehn bis fünfzehn Meter hohen Wachturm, schmale Schießscharten und ein graues Eisentor.

Und als wäre das noch nicht erstaunlich genug, spannten sich von den drei dem Meer zugewandten Seiten der Burg schmale, rosafarbene Brückenbögen über das Meer. An ihrem Scheitelpunkt erhob sich jede dieser Brücken in schwindelerregende Höhen, um sich am anderen Ende auf eine in der Ferne liegende Insel herabzusenken, wo sie an eben solch einer Burg verankert war. Es war ein wirklich hübscher Anblick, der mich in jenem Moment allerdings wenig interessierte, genauso wenig wie die Frage, wie es möglich war, auf einer gottverlassenen Insel im Meer so eine Burg und solche Brücken zu erbauen. Vielmehr ärgerte ich mich maßlos darüber, dass ich beim Herunterfallen nichts von alledem gesehen hatte und jetzt mit offenem Mund und wie ein Vollidiot dastand.

»Was glotzt ihr mich so an?«, fuhr ich die umstehenden Jungen und Mädchen barsch an. »Bin ich hier im Zoo, oder was?«

Sie zeigten sich von meiner Grobheit ungerührt.

Der Älteste von ihnen, dem Äußeren nach zu schließen etwa siebzehn Jahre alt, also drei Jahre älter als ich, sagte: »Respekt, du hast ja überhaupt keine Angst«, und begrüßte mich mit Handschlag. »Ich heiße Chris.«

»Dima«, brummte ich.

Alle um mich herum waren sonnenegerbt und braun gebrannt, was angesichts ihrer spärlichen Bekleidung und der gnadenlos vom Himmel sengenden Sonne nicht weiter verwunderlich war. Die Jungen trugen einfach Badehosen oder unverkennbar selbst abgeschnittene kurze Hosen mit ausgefranstem Saum. Nur zwei von ihnen hatten noch schlabberige T-Shirts an. Die jüngeren Mädchen trugen auch Shorts und Hemdchen, nur die Älteste, deren Stimme ich als Erstes vernommen hatte,

als ich das Bewusstsein wiedererlangte, hatte ein kurzes, verblichenes Kleid an. Am ordentlichsten sah noch Chris aus, der kurze Jeans und ein schwarzes T-Shirt trug. Allerdings hatte er, wie die anderen Jungen auch, lange Haare, die ziemlich wüst um seinen Kopf herum abstanden – wie bei einem Stachelschwein. Eine so üppige Haarpracht konnte niemand in unserer Klasse vorweisen, nicht einmal eines der Mädchen. Ich musste ein bisschen darüber schmunzeln, denn ich konnte ja nicht ahnen, wie ich selbst nach ein paar Monaten auf einer einsamen Insel aussehen würde. Nur einer der Jungen, der etwa in meinem Alter war, trug kurze, wenn auch etwas dilettantisch geschnittene Haare. Am schmalen Gürtel seiner Jeans hing ein kleiner Disc-Man. Einen der Kopfhörer, aus denen blechern ein Rhythmus schepperte, hatte er zur Seite geschoben, um dem Gespräch folgen zu können. Wie ich später erfuhr, war sein Spitzname Meloman. So nennt man bei uns einen Musikfanatiker.

Der Kleinste von allen, etwa elf Jahre alt, trug eine orangefarbene Badehose und ein lustiges weißes Sonnenkäppi.

»Unsere Burg ist die Burg des Scharlachroten Schildes! Es ist die beste Burg auf den Inseln!«, rief er vorlaut.

Dann wich er ein paar Schritte zurück, als hätte er Angst vor der eigenen Courage bekommen. Alle lachten. Ich musste auch ein wenig lachen, denn so viel war klar: Mir war nichts passiert, und die Jungen und Mädchen hier schienen ganz in Ordnung zu sein.

3

DIE SPIELREGELN

Die Burg war nicht groß, aber mit dem Nötigsten ausgestattet. Zu ebener Erde befanden sich der Thronsaal, ferner ein langer, schmaler Raum, der Turniersaal genannt wurde, die Küche, in der die Mädchen das Essen zubereiteten, sowie einige Lagerräume. Im oberen Stockwerk waren die Schlafräume untergebracht. Die Jungen wohnten in sechs kleinen Kammern, jeweils zu zweit in einer. In zwei weiteren großen Kammern wohnten die Mädchen, in der einen die jüngeren drei, Tanja, Lera und Olja, in der anderen das älteste Mädchen Rita. Insgesamt lebten, mich nicht mitgerechnet, sechzehn Jungen und Mädchen auf der Insel. Der Älteste war Chris, der Jüngste der kleine Junge mit dem Käppi. Alle behandelten ihn wie einen kleinen Bruder und nannten ihn etwas herablassend Maljok, was so viel bedeutet wie »der Kleine«.

Nach meiner unsanften Landung wurde ich vom »Empfangskommando« in den Thronsaal, den größten Raum der Burg, geführt. Einen Thron gab es hier nicht und auch nur wenige Stühle. Mitten im Saal stand ein riesiger runder Tisch, an dem sichtlich der Zahn der Zeit genagt hatte: Die stark nachgedunkelte, hölzerne Tischplatte war von tiefen Schrammen und Scharten übersät. Um den Tisch herum standen dicht an dicht etliche umgedrehte Holzfässer, auf denen sich nun alle niederließen. Eine derartige Einrichtung hätte man eher in der Kajüte eines alten Segelschiffs erwartet als im Thronsaal einer Ritterburg.



Sergej Lukianenko

Die Ritter der vierzig Inseln

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-52663-1

Heyne

Erscheinungstermin: April 2011

Es ist eine atemberaubend fantastische Welt, in die der junge Dima eines Tages ganz plötzlich versetzt wird: Ein Archipel aus vierzig Inseln, auf denen zahlreiche andere Jugendliche leben, die alle auf dieselbe magische Weise dorthin gekommen sind wie Dima. Doch es ist keine friedliche Welt – denn es heißt, nur wer alle Inseln erobert, darf zur Erde zurück. Für Dima beginnt das Abenteuer seines Lebens.



[Der Titel im Katalog](#)